



# Illustriertes Sonntags-Blatt

1913. \* Nr. 14

Beilage zur  
**Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung**  
 S. m. b. H., Daresfalam.

## Die Herrin auf Wien.

Von S. Dalben.

I. (Nachdruck verboten.)

**E**s war um die Nachmittagszeit. Der Schnellzug, von Wien kommend, war stehen in die weiten Hallen des habsburgerischen Bahnhofes eingefahren, und jenes bunte Gewimmel von Ankommenden und Abreisenden, wie man es nur in einer Großstadt sieht, begann sich zu entwickeln. Etwas entfernt von dem lärmenden Chaos stand eine Gruppe junger Damen beisammen, plaudernd, lachend, gesittulierend.

„Hi! — Mademoiselle kommt!“ hieß es plötzlich. Die heilen Stimmen verstummten und acht lachende Augen blickten zum den Perron hinab, an dessen äußerstem Ende die Gestalt einer kleinen, etwas fortpulentes Dame auftauchte.

„Mais mes dames! Allez vous done!“ „Votte!“ wandte sie sich atemlos an eines der jungen Mädchen, „hier ist der Gepäckschein und hier das Billett.“ Die Angeredete, ein schlantes, biegsames Geschöpf von ungefähr achtzehn Jahren, drehte sich hastig um.

„Damencoupé zweiter Klasse!“ rief Mademoiselle, die Dame d'honneur des Koppeschen Pensionates, mit Stentorkünne, und vier roßige Mäuler wiederholten mit humoristisch-pathetischem Ausdruck: „Damencoupé zweiter Klasse!“

„Ganz leer, wie langweilig, Votte!“ kam es enttäuscht von den Lippen der Ängstigen, eines allerliebsten Vadsfischchens mit langen, blonden Zöpfen.

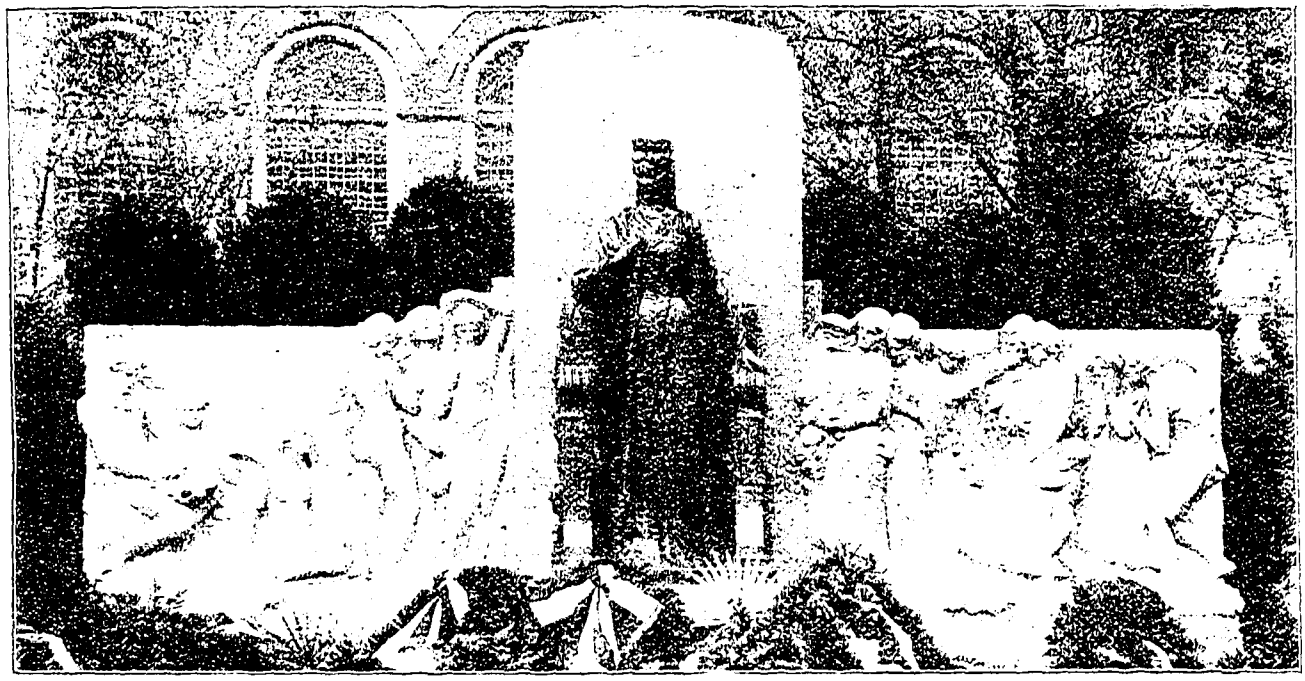
„Steig doch um, Nichtraucher!“ rammte ein bildhüblicher Arztschopf hinter dem vorgehaltenen Muff.

„Es wird Zeit, Votte! Besser Sie haben einen Platz!“ befaht die Französin.

„Ach werde wenigstens probieren, wo die beste Aussicht ist!“ haßte es lichernd in das Unarmen und Abschiednehmen.

„Die Fahrkarte!“ Der Mann punktierte hastig das Billett und half dann der jungen Reisenden dienstfertig in das warme, erhellte Coupé. Die Tür schlug zu, und mit einem kräftigen Knack ließ die eben Eingestiegene das Fenster herab.

„Eine Hiße zum Tollwerden sage ich euch!“ lachte sie und bog sich weit hinaus.



Das Kaiserin-Elisabeth-Denkmal in Triest. Phot. H. Schuhmann, Wien. (Mit Text.)

„Bitte, legen Sie mir beides hier hinein, Mademoiselle!“ Damit hielt sie die rotstichene Geldtasche, die ihr an schmalem Riemen über der Schulter hing, der kleinen Dame hinüber.

„Einsteigen nach der Richtung Lehrte, Hildesheim!“ schallte in heiseren Kehlkönnen die Stimme des Portiers über die Perrons. Die Türen der Wartehallen flogen auf, und von neuem ergoß sich ein Strom von eifrig vorwärts Hastenden über die Asphaltflächen.

„Und wär's Dampfkeßeltemperatur, ich ertrüge es gern, Votte, wenn es die Befreiung aus dem Affentasten gälte!“ jenseits die kleine Blondine mit einem komisch ergebenen Blick auf das neben ihr stehende Institutsmittglied.

„Nun übers Fahr, Votte, dann bist du auch so weit!“ sang es tröstend zurück.

Das Abfahrtsignal ertönte.

„Also Sie geben uns bald Nachricht, Lotte!“ ächzte die kleine wicke Französin.

Die Antwort des Mädchens erklang in dem schrillen Pfiff: es nickte lachend, während der Zug sich langsam in Bewegung setzte.

„Adieu, Lotte! — Glückliche Reise! — Laß bald von dir hören!“ scholl es durcheinander.

Ein Grüßen und Winken, flatternde Taschentücher — donnernd verließ der Sitzzug die glasüberdeckte Halle, sich gedankenschnell in der Dämmerung verlierend.

Der Abend sank. — Kühl und feucht drang die Luft herein, und Lotte von Gramsow erhob sich und schloß das noch offene Fenster. Sie setzte sich nicht wieder, gefesselt von der eigentümlichen Frühlingsdämmerung draußen. Unabsehbar dehnte sich vor ihr braunes, dürres Heidefeld. Hin und wieder eine Gruppe verkümmelter Erlen- oder Föhrenkämme, sonst nichts ringsum, weitab, wohin ihr Auge auch schweifte. Hier und dort lagerte es über den dunklen Flächen wie weiße, dunstige Schleier, langsam sich teilend, die sogenannten Heidenebel. Ihr Auge blieb haften auf den wallenden Dünsten, die in den gespenstischen Anrissen sich hoben und senkten gleich einem rhythmischen Tanz lautloser Geister und längst vergessene Märchen von verzauberten Menschen, von guten und bösen Feen begannen in ihr lebendig zu werden. Ein Lächeln grub plötzlich zwei tiefe Grübchen ihr in Wangen und Kinn, dem frischen, pikanten Gesichtchen einen eigenen Reiz verleihend.

„Die Moorfrau kocht und das ist der brodelnde Dampf, der aus der Tiefe kommt“, hatte ihr die Großmama so oft erzählt, wenn es im Dämmern zu nebeln begann.

„Großmütterlein!“ Der Gedanke an das liebe, freundliche Gesicht der alten Frau allein zauberte längst vergangene, glückliche Zeiten herauf. Sie sah sich im Geiste in der halbdunklen Kinderstube, mit den Schwestern um die Greisin kauend, mit heißen Wangen der Erzählerin in das Reich der Märchenwelt folgend. Während Cessa, das ältere Schwesterchen, mit großen verträumten Augen atemlos zu lauschen pflegte, brach bei ihr oftmals das lebhafteste Temperament sich Bahn, und lachend oder in Tränen ausbrechend erwartete sie das glückliche oder traurige Ende der betreffenden Sage.

„Mein Wildfang wird sich mal nur die Rosen pflücken, ohne an den Dornen hängen zu bleiben!“ hatte sie oftmals die Großmama scherzen hören, ohne dazumal den Sinn der Worte zu verstehen. Und heut? Ein bitterer Zug scheuchte plötzlich das sonnige Lächeln von dem jungen Gesicht. Von der Wildfangnatur war wenig übrig geblieben, nur hin und wieder brach sie noch hervor, wie Sonnenhitze an Regentagen. Tief im innersten Herzen barg sich noch immer der alte Schalk, der helle, frohe Sinn, den sie sich herüber gerettet aus den sorglosen Tagen, da Großmütterlein noch lebte. Mit den treuen, alten Augen war gleichsam der Blickstern, der so lange auf Haus Gramsow geleuchtet, erloschen, und der graue, stille Gast, der jede Freude vergällt, die Sorge, hatte ihren Einzug gehalten.

Ein Jahr hatte sie den plötzlichen Wechsel ertragen, hatte sie, wenn auch nicht so willig wie Cessa, den Nacken unter dem harten Joch gebeugt, dann hatte sie ungekümmt nach Freiheit, nach Licht verlangt und Tag und Nacht sich den jungen Geist zermartert, wie man es anfangen müsse, das Glück an den flüchtigen, goldenen Schwingen zu fassen und festzuhalten, bis es einen goldenen Segen in den Schoß geschüttet. — Und so kam es, daß sie eines Tages erklärte, das Lehrerinnenseminar auf zwei Jahre besuchen zu wollen auf Kosten des kleinen Erbes, das die Großmama ihnen unantastbar verlausulierte. Es hatte einen Sturm gegeben an jenem Tage, besonders seitens der Majorin Gramsow, die trotz Not und Glend es immer noch nicht vergessen wollte, daß eine Krone ihren Namenszug und das gräfliche Wappen ihre kleine Silberausstattung zierte.

„Was werden die Leute sagen, wenn es bekannt wird, daß du eine Gouvernante geworden! Gerade als hätten wir nicht mehr so viel, zu verhindern, daß du fremder Menschen Brot isst und Geld annimmst wie unsere Angestellten“, war eine der Redewendungen, mit der die Majorin ihrem Töchterchen die Plänen vertreiben wollte, ohne jedoch dieselbe nur Sekundenlang in dem einmal gefaßten Entschluß wankend zu machen.

„Warum gab mir Gott gute Gaben und Fassungsvermögen, warum soll ich es nicht verwerten können wie andere? Nur darum, weil vielleicht ein gräflicher Ahn sich in seiner Grust zureubend umwenden könnte ob des Frevlers, der den hochadligen Verstand zu der plebejischen Beschäftigung eines Lehrmeisters benützt?“

Sie sank in die Polsterung zurück leuchtenden Auges. Heute hatte sie erreicht, was ihr damals vorgeschwebt, sie konnte auf eigenen Füßen stehen. Das kleine Köpferchen auf dem Sammetkissen der gegenüberliegenden Bank barg den

Talisman, der ihr helfen sollte und mußte, das glänzende Zeugnis ihres eisernen Fleißes, die Frucht mancher arbeitsvollen Stunde, mancher durchwachten Nacht. — Der Weg war gebahnt, der emporführen mußte zu Glück und Glanz, dorthin, wo die Rosen dufteten, von denen die Großmama gesprochen, deren heraufschender Duft sich oft schon einer Vorahnung gleich in ihre Träume eingeflüchten hatte, angeregt durch die Briefblätter, die hin und wieder von dieser oder jener ihrer früheren Freundinnen sich in das Pensionat Direktor Noppes verfloren. Aber eben nur hin und wieder und dann just an solchen Tagen, wo grau in grau das Leben sich für Lotte von Gramsow aufspann, da kam als grellster Gegensatz eine Kopie, eine getreue Schilderung von dem Schmettelingsdasein ihrer einstigen Gespielinnen. Und dann kam es wohl vor, daß Lotte die Schulbücher forstieß, um die feinen, schmalen Hände wie ermüdet gegen die pochenden Schläfen zu pressen. Und wie Reid, wie heißer, glühender Reid war es dann über sie gekommen, und sie hatte die Arme ausgestreckt, wie nach etwas Greifbarem, und in ihrem Herzen hatte es aufgebebt wie Sehnsucht, wie Verlangen.

Das junge Mädchen atmete tief auf und ein Ausdruck von Energie schloß die rosigen Lippen. Heute war sie frei, die Welt, die sonnige, lachende, die eigens nur für die Jugend geschaffen zu sein scheint, breitete vor ihr die schimmernden Gefilde aus, von tausenden von Wegen durchzogen. Ob sie den rechten finden würde dem strahlenden Glück in den Arm? — — — Ein kurzer, greller Pfiff schreckte sie aus der träumenden Verfunkenheit. Lichter tauchten auf, während der Zug seine Fahrgeschwindigkeit mehr und mehr verringerte.

„Lamndorf . . fünf Minuten!“ — Sie war am Ziel. Mit zitternder Hast ließ sie das Fenster herab. Nur wenige Menschen füllten den kleinen Perron, an dessen äußerstem Ende ein Herr von unmerkbar militärischer Haltung Posto gefaßt hatte.

„Papa!“ jubelte sie halblaut auf. So hatte er ihr vorgeschwebt, wann sie sich das Wiedersehen ausmalte, auf den langen Kaisermantel, in dessen weiten Taschen er die Hände vergraben hatte, und den weichen dunklen Filzhut mit der Spielhahnesfeder, der Sommer und Winter sein rotes, verbranntes Gesicht mit den hellen, freundlich blickenden Augen beschattete.

Der Zug hielt. Da stand er bereits vor ihr, eigenhändig die Coupétür aufreißend.

„Meine Lotte!“ — Und zwei Arme umfaßten sie mit türmischer Hast, und ein bärtiger Mund neigte sich über sie und küßte ihr wieder und wieder Stirne und Wange.

„Alles wohl daheim, Papa?“ fragte sie dann, noch atemlos von dem Empfang.

„Alles wohl! — Sie können's kaum erwarten mit den Feierlichkeiten zu deiner Ankunft zu beginnen“, und den Arm des Mädchens in den seinen schiebend, führte er sie zu einer der einspännigen Droschken.

„Laß uns zu Fuß gehen, Papa! Ich habe nur diesen Handtöffer, das übrige kommt als Fracht!“ protestierte sie heftig.

„Mach doch keine Umstände, Lotte!“ und er schob sie in das wadelige Gefährt, um gleich darauf neben ihr Platz zu nehmen.

„Und dir geht es gut, Papa, die böse Gicht ist ganz fort, wie?“ fragte das Mädchen, als sie nun über schlechtes Pflaster durch matterhellte Straßen rollten.

„Gut? Die Gicht ist fort, dem Herrgott Dank, sonst geht es nicht besser und nicht schlechter, als es einem armen Invaliden mit magerer Rente gehen kann.“

Ein Senfzer kam über ihre Lippen. „Das alte Lied!“ murmelte sie leise in sich hinein.

Da hielt der Wagen. Sie stieß hastig den Schlag auf und sprang auf das schlüpfrige Trottoir. Im selben Augenblick wurde die schmale Haustür von innen geöffnet, und der flackernde Schein der Wagenlaternen fiel auf ein wunderschönes Mädchen Gesicht.

„Cessa!“ rief die eben Angekommene jubelnd aus, und die wenigen Stufen erklimmend, lag sie in den Armen der Schwester.

„Gar kein Gepäck, Lotte?“ — Es war eine wunderbar melodische Stimme, die so fragte.

„Gar nichts, Cessa, nur dies!“ Und auf den kleinen Handtöffer zeigend, slog sie voran, die kleine Treppe hinauf in die Arme einer älteren, statilich aussehenden Dame.

„Guten Tag, liebste Mama! Da hast du mich wieder! Wo steckt denn die Lisa?“

„Da bin ich, Lotte!“ Aus dem Rahmen der halböffnenen Zimmertür löste sich die graziose Gestalt eines Mädchens von etwa zehn bis zwölf Jahren, um ihr lächelnd beide Arme entgegen zu strecken.

„Klein-Lisa? Und so groß geworden in dem einen Jahr?“ fragte Lotte, sich lächelnd über das frische Kindergesicht biegend.

„Welt ja! Der Dunkel Steinkirchen sagt es auch!“ meinte das Kind und sah wichtig an sich herab.

„Steinkirchen? Ach so, unser Nachbar von drüben? Haltet ihr immer noch gute Freundschaft, Lisa?“ Die Kleine nickte.

„Du Lotte,“ begann sie flüsternd, „beim Kasper im Stall gibst du wieder junge Kästchen, lauter weiße und schwarze...“ „Halt nun endlich ein, Lisa, siehst du denn nicht, daß Lotte zu müde ist für dein Geplauder“, unterbrach Frau von Gramsohn das lebhafteste Kind und zog es mit sich zur Tür hinaus.

Eine halbe Stunde später war die Familie wie jeden Abend im Wohnzimmer versammelt, um an dem runden Mittelstisch das Abendbrot einzunehmen.

So einfach der Tisch aber auch besetzt war, so zierlich und reizend war er geordnet, und das durch Cessa. Sie duldeten keinen Fleck auf dem schneeigen Tafeltuch, noch ein Stäubchen auf dem blanken Teller. Überall, wohin das Auge schweifte, erkannte es dieselbe geschmackvoll ordnende Hand, die peinliche Sorgfalt.

Noch nie war das Lotte so angenehm aufgefallen, wie gerade an dem Abend ihrer Heimkehr, wo sie, im Schattensitz lehrend, mit glücklichem Lächeln den Bewegungen ihrer Schwester folgte. Cessa! Sie war stets der gute Geist des Hauses gewesen, der unsichtbar die Fäden des kleinen Haushalts mit wunderbar viel Geschick zu leiten verstand. — Mit Hilfe einer Näherin fertigte sie die Toiletten für Mutter und Schwester, unter ihren Fingern entstanden mühelos die zierlichen Putzartikel an Kapotten und Hüten, wie sie nicht geschmackvoller unter den Händen der geübtesten Modistin hervorgehen konnten.

„Cessa, es ist eigentlich schade!“ kam es plötzlich aus der Tiefe des Schattensitzes von Lottes Lippen, während ihr Blick die stolze Schwester überflog.

„Was ist schade?“ Klang es zurück und die Sprecherin lehnte behutjam einen Teller über die dampfende Speise.

„Eierstrudel, Lotte, dein Lieblingsgericht“, jagte sie lächelnd und trat vom Tisch zurück.

„Ach meine, es ist schade, Cessa, daß du nicht geheiratet hast!“ begann die andere von neuem und richtete sich halb aus der ruhenden Stellung auf.

Sechundenlang blieb es still, dann durchdrang ein leises Lachen den Raum.

„Wie kommst du nur darauf, Lotte, ich hätte mich verheiratet sollen? Es ist kostbar!“

„Es ist kostbar!“ wiederholte die Jüngere. „Wie du das sagst, gar nicht, als ob du ein Mädchen, ein junges Mädchen wärest.“

„Von vierundzwanzig Jahren, und ein armes dazu“, warf die andere nun ein, etwas hastig, aber nicht bitter.

„Zehr wohl, Cessa! Aber deshalb bleibt dir doch das Recht, zu lieben, zu hoffen, gerade so gut wie die anderen, die auf ihre Millionen pochen, denn —“

„Nun?“ Klang es atemlos, da Lotte plötzlich schwieg. „Nun?“ fragte Cessa noch einmal und bog den dunklen Kopf über die jüngere Schwester.

„Denn du bist schön!“ vollendete diese nun langsam, und ihr Blick tauchte neidlos in die schönen blauen Augen über ihr.

„Aß das die ganze Weisheit, die du auf dem Seminar gelernt hast, Lotte?“

„Die ganze!“ Klang es schelmisch zurück.

„So tut's mir leid um dich!“ Cessa verließ, lachend das Zimmer. Das kleine Wortgefecht hatte aber doch seinen Funken hinterlassen in dem stolzen Mädchen. Stunden später lag sie noch wachend auf dem Lager in dem kleinen Sesselstübchen, das sie mit Lotte teilte. — Zwischen den weißen Vorhängen flutete das Mondlicht in bläulichem Glanz herein, bis zu Lottes schmalem Bett reichte der tangende Strahl. Deutlich erkannte sie den runden Kopf der Schwester, der sich in wohligerem Schlaf tief in die Kissen gedrückt hatte.

„Sie hatte ein Recht, zu lieben, zu hoffen!“ Waten nicht so die Worte gewesen, die vor Stunden Lotte zu ihr gesprochen? — Lieben? — Sie wiederholte das Wort; aber ihr Herz, sehte nicht ein zu schnellerem Schlag; die Frage, die sie ihm unbewußt gestellt, blieb ohne Antwort.

— Hoffen? — Wenn dies ein Träumen, ein Ausmalen der Zukunft bedeutete, ja sie hatte gehofft einmal vor langen Jahren. Ganz jung war sie gewesen, kaum sechzehnjährig, da hatte sie als erwachsenes Töchterchen des Majors den ersten Ball besucht. Man hatte ihr gehuldigt mehr denn gut in jenem ersten Winter, am meisten von allen der kleine, blonde Leutnant, der Adjutant ihres Vaters. Man hatte sie beneidet und die Mädcheneitelkeit in ihr wachgerufen, und sie hatte jubelnd die ersten Tropfen von dem Becher Jugendlust gekostet, ohne von dem schäumenden Inhalt des klaren Denkens, der kühlen Überlegung beraubt zu werden. Und so hatte sie es gerade am wenigsten getroffen, als ein hartnäckiges Nichtleiden ihren Vater zwang, den Abschied einzureichen, und ohne Klagen hatte sie der freundlichen Garnisonsstadt Lebewohl gesagt, um in dem kleinen, weltvergessenen Landdorf ein neues Leben zu beginnen. Es war ihr schwer geworden, sich plötzlich den engen Verhältnissen anzupassen; aber ihr Herz war nicht gebrochen, als der ehemalige Adjutant ihres Vaters sich bald darauf mit einem reichen Mädchen verlobte.

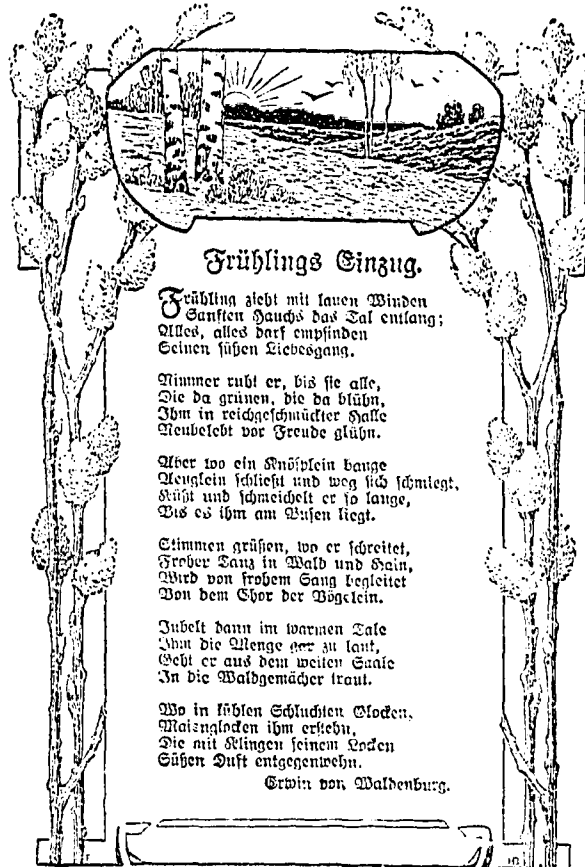
In ihrem Herzen war keine Saite gesprungen, und sie gab sich auch nicht den Schein, als hätte eine darin gekönt, wie vielleicht andere an ihrer Stelle getan hätten.

„Kann man etwas verlieren, was man nur in der Einbildung besessen!“ sagte ihr klarer, scharfer Verstand und erstickte damit jede sentimentale Umwandlung, noch ehe sie Boden gefaßt.

Das alte, grünmrannte Haus, das der Major mit seiner Familie allein bewohnte, lag am Ende der kleinen Stadt. Einem großen Garten, der ein mit Obstbäumen bepflanzter Ortspfad zu nennen war, schloß sich der Hof an, auf dem die Majorin landwirtschaftliche Beschäftigung im kleinen betrieb. Hüner jeder Art belebten tagsüber den engen Hofraum, hin und wieder führten sogar einige junge Gänse oder Enten dort ein kurzes Tasel. Aber die niedrige Mauer drängten sich die Büsche des dahinterliegenden Gartens, der weitab bis an den kleinen Fluß sich erstreckte.

Es war ein etwas vernachlässigter, aber hübscher Besitz, besonders zur Sommerszeit. Bis tief in die Nacht hinein blieb man dann im Garten, die köstlichen Abende unter den alten Stanzien und Obstbäumen verbringen, hörte die Grillen zirpen in dem kniehohen Gras und die Nachtigall locken mit ihrem süßen Sang. Es war schön in dem alten Garten zu jeder Tageszeit. Weit unten am Ende dicht am Fuß hatte Cessa ihren Lieblingsplatz. Wo breite Erlenstämme sich weit über dem Wasserpiegel neigten, hatte man eine Art Laube in das schlante Geäst gezimmert.

(Fortsetzung folgt.)



### Frühlings Einzug.

Frühling zieht mit lauen Winden  
Sanften Hauchs das Tal entlang;  
Alles, alles darf empfinden  
Seinen süßen Liebesgang.

Nimmer ruht er, bis sie alle,  
Die da grünen, die da blühen,  
Ihm in reichgeschmückter Halle  
Neubelebt vor Freude glähen.

Aber wo ein Knospenknäuel  
Neugrün schließt und weg sich schmiegt,  
Stüß und schmeichelt er so lange,  
Bis es ihm am Wäsen liegt.

Stimmen gräßen, wo er schreitet,  
Großer Tanz in Wald und Heide,  
Wird von frohem Gang begleitet  
Von dem Chor der Vögelreide.

Jubelt dann im warmen Tale  
Ihn die Menge her zu laut,  
Geh! er aus dem weiten Saale  
In die Waldgemäcker traut.

Wo in kühlen Schichten Kolden,  
Maienbloden ihn erseh'n,  
Die mit Klängen seinem Loden  
Süßen Duft entgegenwehn.

Erwin von Waldenburg.

### Ein glücklicher Gewinner.

Humoreske von Paul Blis. (Nachdruck verboten.)

Eines Abends, als Herr Woldemar an seinem Stammtische saß und schon ein bißchen angeheitert war, hatte ein Händler, der in dem Restaurant allerlei nützliche und unnütze Dinge feil bot, eine Gelegenheit bemerkt und Herrn Woldemar ein Los der Wendenburger Pferde-lotterie aufgeredet; anfangs zwar hatte sich der heitere Rentier gestäubt, endlich aber unterlag er dem Wortschwall des Händlers und kaufte das angeblich allerletzte Los.

Später hatte dann Herr Woldemar an das Los gar nicht mehr gedacht, und erst als der Ziehungstag vorbei und die Gewinnliste im Kreisblatt erschien, da erst entkam er sich wieder seines Besitzums. Er langte gleichgültig seine Brieftasche heraus und verglich die Nummern. Plötzlich aber schwand diese Gleichgültigkeit, denn sein Los war gezogen, und zwar mit einem Hauptgewinn von zweitausend Mark.

Herr Woldemar gab einen Laut von sich, der Staunen und Freude ausdrücken sollte, der aber auch zur Folge hatte, daß sofort der Wirt und die nächstliegenden Stammtischfreunde aufmerksam wurden.

Im Umsehen wußte die ganze Zechengesellschaft, was Herrn Woldemar Angenehmes widerfahren war, und in wenigen Minuten sah

der glückliche Gewinner umringt von einem Duzend Gratulanten da und konnte kaum für alle die Glückwünsche so schnell danken; selbstverständlich mußte dies freundige Ereignis nun aber auch gefeiert werden, und so ließ der Held des Abends dann anfahren, was der Wirt nur immer zu geben hatte; und da bei solcher Gelegenheit sich immer Trinker mit gutem Durst einzustellen pflegen, so fand sich nach und nach eine Batterie von leeren Flaschen zusammen, die der Trinkfroheit der Teilnehmer alle Ehre machte. — So wurde dann aus Abend und Nacht ein heiterer Morgen, und hätten nicht die Berufsgeschäfte die Teilnehmer vom Aneidische vertrieben, so sähen sie vielleicht heute noch beim Glase zusammen.



Obersekundaner Franz Kirchner, erfand einen neuartigen Militärhelm, für den das Kriegsministerium interessiert. (Mit Text.) Photo Union.

Als Herr Woldemar sein Portemonnaie herauslangte, um die Reche zu bezahlen, da erst kam ihm zum Bewußtsein, daß er bald den fünften Teil des Gewinns zum besten gegeben hatte; indessen tröstete er sich damit, daß nun ja auch die Sache ein Ende hatte.

Am nächsten Tage fuhr er nach Wendenburg, um seinen Gewinn, einen bespannten einspännigen Jagdwagen, in Empfang zu nehmen und ihn möglichst gut zu verkaufen.



Der Enkel Hagenbeds auf einem Spazierritt. (Mit Text.) Thor. Erich Benninghoven, Berlin-Friedenau.

seinem neuen stattlichen Eigentum eine kleine Spazierfahrt zu unternehmen; er lud also den Herrn Mayer, den Hauptkollekteur, mit ein, belegte mit ihm das leichte Gefährt und ergriff mit Eleganz und Berbe die Zügel — sein Stolz und sein Mut wuchs mit jeder Minute —, er wollte mal den Wendenburger Bauern zeigen, daß ein Großstädter auch zu fahren verstand.

Und wirklich, es gelang. Leicht und flott fuhr er durch das Städtchen, angestaunt von hundert neugierigen Gesichtern; allerdings fiel dabei auch manches spöttelnde Wort, und manches Bäuerlein sagte: „Wenn dat man god

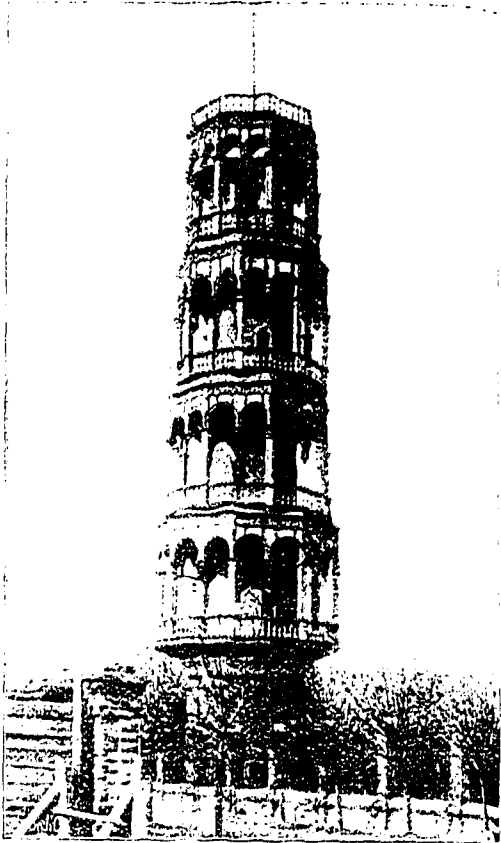
geht!“ — Aber davon hörte der glückliche Gewinner nichts, fuhr er mit Herrn Mayer zum Tore hinaus, auf die Landstraße, in den kühlen Wald hinein, der Forstschente zu, wo man halt machte und wo Herr Woldemar seinem Gast zu essen und zu trinken vorfahren ließ.

Natürlich blieb es nicht bei einem Glase, denn so ein Lotteriekollekteur hat manchmal auch Durst, und als man sich zur Heimfahrt rüstete, waren beide Herren in recht heiterer Stimmung.

Anfangs ging die Fahrt ja noch ganz flott von statten, als der Gaul aber merkte, daß die Hand des Lenkers die Zügel nicht mehr

allzu stramm hielt, wurde er ausgelassen und machte Seitenhüpfungen, und als man über den Marktplatz kam und Herr Woldemar elegant und schneidig die Gede nehmen wollte, gab es plötzlich einen Ruck und einen Krach: der Wagen sank zur Seite, der Gaul stand und die Insassen rutschten hinüber. Als man aufstieg und den Schaden besah, ergab es sich, daß man gegen einen Felsstein gefahren war; das linke Hinterrad war total zerbrochen, so daß an eine Weiterfahrt gar nicht mehr zu denken war. —

Herr Woldemar war ebenso ärgert wie beschämt, denn er jah die Schadenfreude, die sich auf den Gesichtern der Anstehenden abspiegelte, und um der peinlichen Lage möglichst schnell zu entkommen, übergab er Pferd und Wagen einem herumstehenden Arbeitsmann, der beides nach dem Gajhof führen sollte. — So endete die erste Ausfahrt des glücklichen



Der Schornstein als Aussichtsturm. (Mit Text.)



Ein „Hindling“ im Saude der Mark. (Mit Text.)





Frühlingsahnung. Von E. Neitzky. (Mit Text.)

# Der Blitzableiter für Menschen.

Von D. Coloniüs. (Nachdruck verboten.)

lichen Gewinners, dessen Stimmung nunmehr ziemlich gedruückt war. Aber der freundliche Herr Mayer hatte Humor, er machte ein paar Witze und brachte es in kurzem dahin, daß Herr Woldemar über den ersten Schmerz hinwegkam; und als man dann erst bei der Flasche saß, da war der kleine Unfall gar bald gänzlich vergessen.

So viel aber sagte die lähle Vernunft dem glücklichen Gewinner doch: nur so schnell wie möglich Pferd und Wagen loschlagen!

Und gleich nach Tisch kamen dann auch die Kaufliebhaber, um mit Herrn Woldemar zu handeln, und da ergab sich denn die interessante Tatsache, daß der Nennwert des Gewinnes mit zweitausend Mark ein wenig zu hoch beziffert war, denn nach langem Feilschen erzielte der glückliche Gewinner für den Wagen sechshundert Mark und für den Gaul sechshundert Mark; das war zwar äußerst schmerzlich, immerhin aber war es doch ein Resultat, und damit war ja die Geschichte nun zu Ende. Also nahm Herr Woldemar die neuhundert Mark in Empfang und fuhr, wenn auch ein wenig enttäuscht, so doch ganz frohdig nach Hause.

Ein paar Tage ließ er sich in der Stammkeipe nicht sehen, um nicht wieder von neuem zum besten geben zu müssen, hauptsächlich aber, um nicht die Summe des Erlöses nennen zu müssen.

Aber der Zufall führte ihn einen der Zeichengenossen in den Weg.

„Nun, lieber Herr Woldemar,“ begann der ideale Keipegenosse, „was haben Sie denn nun herausgeholt aus dem Gewinn?“

„Oh, doch so nahezu siebenhundert Mark“, antwortete etwas zaghaft Herr Woldemar, um nicht seine Enttäuschung merken zu lassen.

Da aber jubelte der andere los: „Was! Siebzehnundert Mark?! Das ist ja einfach großartig! Sie Glückspilz! Das müssen wir ja gleich mal gehörig begießen!“

Und damit nahm er den glücklichen Gewinner unter dem Arm und schleppte ihn, trotz allen Sträuben, in die Stammkeipe, wo die Neugierigkeitskunst bekannt gegeben wurde.

Als Herr Woldemar fortging, war er um hundert Mark leichter.

Aber das überraschende Nachspiel sollte nun erst beginnen.

Am nächsten Tage kam der Käufer des Pferdes, um sein Geld zurückzufordern, denn der Gaul war an der Kollik verendet, und der Arzt hatte nachgewiesen, daß das Pferd die Krankheit bereits gehabt hatte, als es verkauft wurde. Das alles hatte der vorsichtige Bauer schwarz auf weiß, vom Arzt und von der Behörde bescheinigt, und als Herr Woldemar sich nun sträubte, die sechshundert Mark zurückzahlen, drohte das Bäuerlein sehr energisch mit der Klage.

Herr Woldemar aber war ein friedliebender Mensch, deshalb ging er zu seinem Rechtsanwalt, erkundigte sich über alles ganz genau, und als er erfuhr, daß das Bäuerlein im Recht sei, zahlte er anstandslos die sechshundert Mark zurück, womit der biedere Landmann abzog.

Nun aber verklagte Herr Woldemar die Lotteriekommision in Wendenburg auf Schadenersatz, weil sie ihm ein mit Krankheit behaftetes Pferd als Gewinn geliefert haben sollte.

Doch der gute Herr Woldemar zog auch hier wieder den Kürzeren. Die Lotteriekommision ließ nämlich durch ihren Arzt besätigen, daß das Pferd, als es abgeliefert wurde, gesund gewesen war, wenn es also an der Kollik erkrankt wäre, dann könne es sich diese Krankheit eben nur zugezogen haben, als es im Besitz des Gewinners war, und somit könne die Lotteriekommision für keinen Schaden verantwortlich gemacht werden.

Also lautete die Entscheidung des Gerichts, und also hatte der glückliche Gewinner nicht nur sein schönes Geld verloren, sondern er mußte jetzt auch noch ein nettes Sämmchen für Gerichts- und Anwaltkosten hergeben.

Zeit seiner Zeit wird Herr Woldemar rohior, wenn man ihn wieder ein Los zu einer Pferdeolterie anbietet.

Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, der Freund Goethes, besaß ein sehr heiteres Temperament und war sehr häufig zu Scherzen und Witzen geneigt. Unter seinen Bekanntschaften hatten besonders die Gesellschaftsdamen seiner Gemahlin und Mutter zu leiden, welche von ihm oftmals in den April geschickt wurden. Dies verdroß die Damen; sie saunten auf Abwehr und gaben sich bei einer heimlichen Zusammenkunft das feste Versprechen, jedes Wort, welches der Herzog am nächsten ersten April zu ihnen sprechen werde, genau auf sein Glaubwürdigkeit zu prüfen, damit die Spekulationen des Fürsten nicht gelingen. Aber die Frauen plaudern bekanntlich ein bis heimlich nur zu leicht aus.

Nach kurzer Zeit erfuhr denn auch Karl August von einem geschäftigen Hösling die ganze Verschöpfung, und dies reichte ihm erst recht, die Hofdamen zu überführen.

Der erste April kam. Am Morgen der verhängnisvollen Tages besuchte der Herzog seine Mutter, die Herzogin Amalie, und traf bei derselben mehrere Hofdamen, unter ihnen auch das geistvolle Fräulein v. Göchhausen, an. Im Laufe der Unterhaltung, welche sich um die harmlossten Gegenstände drehte, lenkte der Fürst das Gespräch auf die Tagesneuigkeiten und zog bei dieser Gelegenheit ein Zeitungsbrett aus der Tasche. „Man sollte es kaum glauben,“ sagte er, mit der Hand auf die Zeitung deutend, „wie weit der Menschengeist in unsern Tagen bereits fortgeschritten ist. Da habe ich vorhin in dem Blatt von einer staunenswerten Erfindung gelesen, welche ohne Zweifel überall die größte Aufmerksamkeit erregen wird.“

„Und worin besteht dieselbe?“ fragte die Herzogin Amalie.

„In nichts Geringerem als einem Blitzableiter für Menschen,“ erwiderte Karl August. „Aha“, lachte seine Mutter. „Das wird doch wohl nur ein Scherz sein.“

„Im Gegenteil“, versicherte der Fürst mit ernster Miene. „Der Apparat wird von dem Erfinder selbst sehr ausführlich beschrieben. Die Einrichtung ist sehr einfach. Denken Sie sich eine große eiserne Spiralfeder in Form eines Stuhles, in welchen die kleinen Kinder ihre ersten Gehversuche machen. Beim Herannahen des Gewitters stellt man sich in diesen Apparat und wartet mit möglichst großer Ruhe das Ende des Unwetters ab.“

„Die Hauptfache bleibt aber immer, ob eine solche Maschine den Menschen vor den verderblichen Wirkungen des Blitzableites schützen wird“, sagte die Fürstin. — „Ich möchte“, fügte sie zweifelnd mit einem schalkhaften Seitenblicke auf ihren Sohn hinzu, „nicht gar zu fest auf die Treue der neuen Erfindung bauen.“

„Sie sind im Irrtum“, beschrte Karl August die Fürstin. „Nach den vorliegenden Nachrichten soll sich der Apparat bereits sehr gut in der Praxis bewährt haben. Doch bitte ich Sie, gnädigste Frau Mutter, den Artikel selber zu lesen. Vielleicht werden dann Ihre Zweifel über die Brauchbarkeit des neuen Blitzableiters schwinden.“

Mit diesen Worten überreichte er der Herzogin das Blatt und entfernte sich bald darauf.

Unter den Anwesenden war Fräulein v. Göchhausen dem Gespräch zwischen Karl August und dessen Mutter mit lebhaftem Interesse gefolgt. Die Dame litt nämlich trotz ihres durchdringenden Verstandes an einer Gewitterfurcht, die aus Lächerliche wurde. Sobald sich schwarze Wolken am Himmel aufzutrübten und die Rollen des Donners den Anbruch eines Unwetters ankündete, flüchtete sich das Fräulein in den tiefsten Keller des Schloßes und blieb dort so lange, bis das Gewitter sich verzogen hatte. Die Mitteilungen des Fürsten machten deshalb einen tiefen Eindruck auf die juchtsame Dame. Sie erob sich das von Karl August zurückgelassene Zeitungsblatt und las den Artikel über



K. Coloniüs - Leipzig

„Blitzableiter für Menschen“ mit großer Aufmerksamkeit durch. Die neue Erfindung wurde in dem Aufsatz sehr lobend besprochen und die praktische Brauchbarkeit derselben an verschiedenen Beispielen erläutert. Anfangs hatte Fräulein v. Wöckhausen in Übereinstimmung mit der Herzogin Annelie in den Anlagen des Fürsten eine Kucherei vermutet, je weiter sie jedoch in ihrer Kellerei kam, um so mehr erkannte sie, daß der lebenslustige Herzog diesmal nicht geseherzt habe. Was anderen gescholten hat, kann und wird auch dir nützen, so überlegte das Hoffräulein und ließ sich genau nach der in dem Artikel gegebenen Vorschrift einen solchen Blitzableiter anfertigen, um denselben beim nächsten Gewitter in Anwendung zu bringen. Zugleich überredete sie eine alte adelige Dame, welche ihre Furcht vor dem Gewitter teilte, sich auf die gleiche Weise vor dem Gewitter zu schützen.

Den beiden Damen sollte bald Gelegenheit gegeben werden, die Trefflichkeit der neuen Erfindung an sich selbst zu erproben. Wenige Wochen nach dem ersten April zog ein schweres Gewitter heran. Fräulein v. Wöckhausen begab sich diesmal nicht wie sonst in den Schlosskeller, sondern blieb auf ihrem Zimmer. Sie stellte den wunderlichen Blitzableiter mitten in der Stube auf, stellte sich in denselben hinein und wartete in dieser etwas unbequemen Stellung und mit Angst und Zagen das Ende des Unwetters ab. Da wurde plötzlich an der Türe gepöcht und gleich darauf betrat der Herzog das Zimmer. Die Dame befand sich in einer wahrhaft nicht beneidenswerten Lage. Sie versuchte in aller Eile sich einen Fuderwandel umzuwerfen, um unter denselben die seltsame Maschinerie zu verbergen. Aber der Herzog ließ sich nicht täuschen. Ihm waren die Vorbereitungen des Hoffräuleins und deren Freundin schon längst hinterbracht worden und überdies hinderte der fatale Apparat die Dame am Gehen. Steif wie eine Statue stand sie da; sie wurde verwirrt und wußte nicht, was sie auf die überhörschten Reden des Fürsten, der sie wegen ihrer Unbeweglichkeit neckte, erwidern sollte. Endlich gewann sie ihre Fassung wieder und sagte in erbitertem Tone:

„Eure Durchlaucht erlauben mir die Bemerkung, daß Ihre Scherze mir völlig unverständlich sind. Eure Durchlaucht haben ja selbst der Trefflichkeit des neuersundenen Blitzableiters für Menschen das Wort geredet und wenn ich mir deshalb den von Ihnen so warm empfohlenen Apparat zu meinem eigenen Gebrauch anschaffte, so . . .“

„Saben Sie sich einfach in den April schicken lassen“, unterbrach sie laut auflachend der Herzog.

„In den April schicken?“ fragte aufs äuserste bestürzt das Fräulein.

„Ja wohl“, entgegnete mit leichtem Spotte der Fürst. „Sie werden sich ohne Zweifel jener Verabredung erinnern, welche von Ihnen und einigen anderen Damen getroffen wurde, um am ersten April vor mir auf der Hut zu sein.“

„Aber Durchlaucht, das war doch nur eine gerechte Abwehr“, warf das Fräulein ein.

„Gewiß“, sagte der Herzog. „Auf der andern Seite konnten Sie es mir aber auch nicht verdienen, daß Ihr gemeinsames Handeln meinen Scharfsinn reizte. Sehen Sie,“ fuhr er fort und zog eine Zeitung hervor, „sich die Nummer und das Datum gefälligst ein wenig näher an. Das Blatt enthält den famosen Artikel über eine neue Art von Blitzableitern und ist am — ersten April ausgegeben. Wenn ich nun noch hinzufüge, daß ich das Zeitungsblatt eigens zu dem Zweck anfertigen ließ, um Sie, mein Fräulein, ein wenig für Ihre Mittäterschaft an der gegen mich gerichteten Verschwörung zu bestrafen, so werden Sie mir eingestehen müssen, daß meine Absicht vollkommen gelungen ist.“

„Leider nur zu gut“, bemerkte ziemlich kleinlaut Fräulein von Wöckhausen und warf dem Herzog keinen allzu freundlichen Blick nach, als dieser mit malitösem Lächeln das Zimmer verließ.

Karl August begab sich hierauf zu der Freundin des Fräuleins, welche dem Schlosse gegenüber wohnte. Er traf die alte Dame ebenfalls in dem seltsamen Apparat stehend an und klärte sie mit Scherzen und Witzen über die harmlose und unwirksame Natur dieses Blitzableiters für Menschen auf.

Daß die beiden Damen für Spott nicht zu sorgen brauchten, als die mit ihnen getriebene Kucherei in die Öffentlichkeit gelangte, bedarf wohl kaum einer Erwähnung.

## Die Bernauer Bierprobe.

Was wegen seines vortrefflichen Geschmades und seiner besonderen Güte allgemein bekannte Bernauer Bier erhielt sich viele Jahre bei seinem Ruhme, ohne weder schlechter noch dünner zu werden, bloß durch die Achtsamkeit und Gewissenhaftigkeit der auf den Vorzug ihres Bieres eifersüchtigen Polizei. Man muß aber auch geistehen — so berichtet eine Zeitung des Jahres 1781 —, daß sie bei den jedesmaligen Bierproben gar

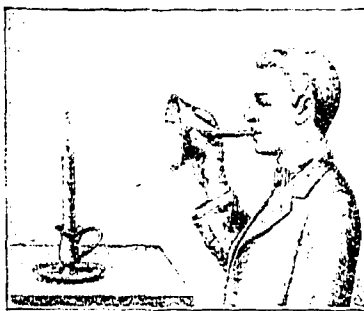
redlich zu Werke gingen. Das Brauen ging unter den Teufhabern der Reihe nach herum. Sowie nun das Gebräu desjenigen, den die Reihe traf, fertig war, begaben sich alle Brauherrn, mit ledernen Hosen bekleidet, ins Brauhaus. Die Brauknechte hüllten die Trinkschirre und beschmierten zugleich die im Kreise herumgesetzten Schemel der Bier-Schnüffler mit dem frisch gebrauten Biere. Nun wurde getrunken. Fand man nun gleich den Geschmad des Bieres ohne Tadel, so war das doch nicht genug. Nein, es wurde dem ohnerachtet für schlecht erkannt, wenn nicht die Brauherrn auf ihren Ecken sich gleichsam angepecht fanden und beim Aufstehen die Schemel an den Hosen kleben blieben.

Bei einer solchen Bierprüfung würden unsere heutigen Biere wohl alle großartig durchfallen. T.

## Zeitvertreib

### Das Licht, das man nicht ausblasen kann.

Wir zünden ein Licht an, stellen es auf den Tisch, setzen einen unserer Bekannten davor und geben ihm einen Trichter aus Blech oder Glas in die Hand. Hierbei sehen wir darauf, daß sich kein Stoff oder sein Mund in der selben Höhe befindet, wie die Flamme des Lichtes. Dann stellen wir ihm



die Aufgabe, das Licht mit Hilfe dieses Trichters auszublasen, wobei er aber in die enge, also untere Öffnung des Trichters hineinblasen soll. Er wird sich abmühen, so sehr er kann, aber das Licht wird nicht verlöschen. Nun zeigen wir ihm, daß es doch geht! Wir setzen uns an seinen Platz, nehmen den Trichter, blasen genau in der gleichen Weise hinein — und aus ist das Licht! Des Räthels Lösung ist einfach. Sie besteht darin, daß wir die Geiecke der Physik beherrschen, er aber nicht. Wenn wir in den engen

Gals eines Trichters hineinblasen, so komprimieren wir dabei schon durch die Maßebeugung die in unserem Munde befindliche Luft. Diese kommt in verdichtetem Zustand in den Trichterhals und wird durch dessen enge Wandungen an der Ausdehnung verhindert, so daß sie ihrem Bestreben, sich auszudehnen, nicht folgen kann. Nun aber gelangt sie in den weiten, kesselförmigen Teil des Trichters. Hier kann sie sich ausdehnen, und sie tut

dies auch sofort. Es ist nun ohne weiteres klar, daß sie bei diesem Bestreben, sich auszudehnen, eine gegen die Wandungen des sich erweiternden Trichters gerichtete Strömung erhalten muß, so daß sie also vom engen Trichterhals an nicht, wie unser Freund vermutet, geradeaus, sondern gegen die Trichtervandungen zu und dann an diesen entlang weiterströmt. In der Verlängerung der Achse des engen Trichterteils befindet sich also überhaupt keine bewegte Luft, und wenn unser Freund in dieser Richtung gegen



das Licht zieht, so wird er es infolgedessen niemals ausblasen können. Wir dagegen fangen die Sache anders an: wir halten unseren Trichter so, daß nicht seine Mittelachse, sondern irgendein Punkt der vorderen Kante dem Lichte gerade gegenübersteht. Am raschesten wird das Licht verlöschen, wenn wir den obersten Teil der vorderen Kante nehmen, weil nämlich die aus unserem Munde kommende Luft warm ist, und weil warme Luft in die Höhe steigt. Es wird also an dieser Stelle verhältnismäßig mehr Luft vorhanden sein, als an der unteren Kante, weil hier zu der infolge ihrer Ausdehnung schon sowieso vorhandenen Luft noch eine ganze Menge erwärmter Luft kommt, die infolge ihrer erhöhten Temperatur mit in die Höhe gerissen wird.

## Unsere Bilder

**Kaiserin-Elisabeth-Denkmal in Triest.** Der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich-Ungarn, der am 10. September 1898 einem anarchistischen Mordtat zum Opfer gefallenen Gemahlin des großen Kaisers Franz Joseph, ist vor kurzem in Triest, der Hauptseehandelsstadt Oesterreichs am nordöstlichen Ende des Adriatischen Meeres, ein wirkungsvolles Denkmal gesetzt worden. Es zeigt die edle, feinsinnige Herrscherin als Volkstaiserin. Um ihre erhabene Gestalt, die hier in Bronze dargestellt ist, drängen sich zu beiden Seiten Volkstypen, teils ihr huldigend, teils sie betrauernd. Das ganze eindrucksvolle Denkmal ist ein Werk des Bildhauers Franz Seiserl in Wien, der damit die Meisterhaftigkeit seiner Kunst aufs neue glänzend bestätigt hat.

**Eber-Schmidaner Franz Kirzhner aus Zuderstadt** hat einen neuenartigen Metallhelm erfunden und ein Patent darauf angemeldet. Der Helm ist aus Aluminium hergestellt, das mit einem dünnen, aber festen Leder

überzug versehen ist und durch beliebige Bindemittel am Helm befestigt wird. Anstatt des Lederüberzuges kann die Aluminiumhülle auch mit Papiernach überzogen werden. Das Kriegsministerium interessiert sich bereits lebhaft für diese Erfindung.

**Als Hagenbeds Tierpark in Stellingen.** Der kleine Reiter, der das gutmütige Lama durch die Wege des weltbekannten großen Tierparks bei Hamburg lenkt, ist der Enkel des alten Herrn Hagenbed. Karl Lorenz hat von seinem Großvater scheinbar die Liebe und das Verständnis für die Tierwelt geerbt. In jedem Haus und ständig des ausgedehnten Gartens hat er seine besonderen Freunde. Das Lama weiß mit Stolz und Würde den Enkel seines berühmten Herrn auf dem Rücken zu tragen; es teilt sich in das Ehrenamt mit dem kleinsten Esel des Hagenbedschen Tierparks, der dem jungen Hagenbed als „zweites Leibross“ dient.

**Der Schornstein als Aussichtsturm.** In England geht man jetzt daran, Fabrik-Schornsteine, die außerhalb der Städte errichtet sind und keineswegs zur Verschönerung des Landschaftsbildes dienen, mit künstlichem Schmuck zu umkleiden. Dies geschieht in so gefälliger Art, daß der Schornstein gleichzeitig als Aussichtsturm benutzt werden kann und auch ganz das Aussehen eines solchen gewinnt.

**Ein „Zindling“ im Sande der Welt.** Der Stein wurde beim Bau der Berlin-Dahlemer Untergrundbahn freigelegt. Seine Befestigung verursachte große Mühe und Kosten. Die in Norddeutschland häufigen, im Sandboden eingebetteten „Zindlinge“ wurden von den Eiskrümmern der Eiszeit aus Skandinavien herübergeführt.

**Frühlingszählung.** Wie ist es wunderbar, durch den erwachenden Wald im Vorfrühling zu wandeln, wenn um die Bäume der erste lichtarme Schimmer weht! Nicht die Laubblätter sind's, die erst viel später aus den noch winterlich verschlossenen Knospen springen, sondern die Blüten, jede einzelne unscheinbar, in ihrer Gesamtheit von Wäldchen und Mähdern aber ein Alltags von zartestem Grün den Zweigen verleihend, daß sie aussehen wie von einem feinnadeligen, goldgrünen Gespinnt umkleidet. Und unten aus dem zum Teil noch schwarzen Waldboden, da guden die Frühlingsblüher, das Gold der Milchsterne, Primeln und Kammlilien, das Blau und Rot der Leberblümchen, das zarte Rosa und Lila des Lungentrauts, und das lebhaftere des freilich giftigen Seidelbaums; und am Ende findet man auch ein Blauweilchen schon am Boden versteckt. Der deutsche Wald im Vorlenz hat wohl zu allen Zeiten auf empfangliche Gemüter gewirkt. Und wenn ein Maler wie Nicolo ihn durch zwei so liebliche Mädchengestalten in der malerischen Tracht des 16. Jahrhunderts belebt, überkommt uns wohl erst recht die ganze sehnsüchtige, zauberhafte Stimmung dieser vorahnungsreichen, holden Zeit.



Der Stadthofel.  
„Mit dem Godel aus der Stadt sind wir aber reingefallen. Das Luder trah't erst früh um acht!“

Mußt desselben mit Vergütigen; Sie haben ein sehr braves Musikkorps.“ — „Königliche Hoheit“, erwiderte Ramin, „die Kerle buiesen anfangs, um aus der Haut zu fahren, aber ich habe sie so lange auf dem hölzernen Esel reiten lassen, bis es gut war.“ — „Sie sehen, meine Damen“, rief Prinz Friedrich, „was ein Esel vermag!“ — Alle lachten, nur General Ramin nicht. M. S.

### Gemeinnütziges

**Abbarberluchen.** Ein guter Kesenleig wird dann ausgerollt und, wenn er ausgegangen ist, mit Butter bestrichen. Dann belegt man den Teig sehr dicht mit geschälten und geschüttelten Abbarberlücken und zerhackten Mandeln folgenden Guss: 1 Liter Milch und so viel Bries, als zu einem schmeidigen Brei nötig ist, werden miteinander gekocht, nach dem Erkalten gibt man 1/2 Liter saure Sahne, 2 bis 3 Eier und eine Handvoll geschälte und gestiftete Mandeln. Diese Mischung wird über den Abbarberluchen getan, der, damit der Guss nicht herunterläuft, einen breiten Teigrand erhalten muß. Der Kuchen erfordert beim Baden gute Überhüte.

Nicht nur auf den Obstbäumen ist im Frühjahr nach den Erbsenblühen der Obstbaugespinnmotte zu suchen, sondern sie finden sich auch auf Weißdorn, Schwarzdorn, Vogelbeerbaum und Traubenkirsche.

**Beere roßhäutiger** werden am besten so gepflanzt, daß sich der Wurzelhals zwei Finger breit über der Erde befindet. Es schadet nichts, wenn ab und zu auch eine Wurzel bloßliegt. Bei tiefer Pflanzung entstehen Ausläufer, und dann hilft alles Entfernen nichts.

**Schnee**, der feucht geworden und wieder getrocknet wird, reibe man mit leicht erwärmtem Rizinusöl ein. Das Springen des Leders wird dadurch vermieden. Rizinusöl nimmt leichter als anderes Fett die Nichte wieder an.

**Sollen Kirsche** auf schwerem Boden angepflanzt werden, so wähle man solche, die auf St. Juliensplanne veredelt worden sind. Auf leichterem Boden sind dagegen die auf Pfirsichstämmen veredelten Bäumchen vorzuziehen.

**St ein vorher nicht bemerkter Unterleibsbruch plötzlich hervorgetreten**, was bei Erschütterungen des Unterleibes, z. B. beim Springen, sehr leicht vorkommen kann, so empfiehlt es sich, neben unbedingter Ruhelage im Bett bis zur Ankunft eines Arztes kalte Umschläge zu machen.

### Allerlei

**Ein Spatzvogel.** „Wenn ich schwarzen Kaffee trinke, kann ich dann nicht schlafen.“ — „Nei mit ih's gerade umgekehrt; wenn ich schlafe, kann ich keinen schwarzen Kaffee trinken.“

**Zweitippenig.** Frau: „Hat es dein Vetter nicht krumm genommen, daß du ihn nur mit einem simplen Einspänner vom Bahnhof abholtest?“ — Mann: „Ach —, der hat es gar nicht bemerkt. Er hatte nämlich einen kräftigen Schwips und lobte während der ganzen Fahrt die beiden vrächtigen Brauchbimmel.“

**Modern.** Prokurist: „Ich bezweifle, ob Sie die Stelle als Korrespondent in unserem Hause bekommen werden, trotz Ihrer vier Sprachen — Fröhrprache wäre besser.“

**Durch Schlagfertigkeit gewonnen.** Die Gemahlin des ersten Napoleon, die Kaiserin Josephine, wurde einmal durch eine Schlagfertigkeit entwaflnet. Sie war eine Verehrerin alles Schönen und wollte in ihrer Umgebung keinen bösslichen Menschen sehen. Als eine Hofdame, die eine längere Krankheit überstanden hatte und durch das Leiden entstellte, wieder in die Dienste der Kaiserin trat, fragte sie: „Seit wann, meine Liebe, haben Sie das Schloß der Schönheit verlassen?“ Die Hofdame lächelte, daß durch diese Worte ihre Entfernung aus der Umgebung der Kaiserin befestigt war, und sie entgegnete zagend, aber doch schlagfertig: „Erldem Ew. Majestät von dem Throne der Liebenswürdigkeit heruntergestiegen sind.“ Die Kaiserin nahm die arme Entstellte in ihre Arme, küßte sie und sagte: „Ihr Geist kann mich mit vielem ansöhnen.“

**Der Esel.** Prinz Friedrich von Braunschweig befand sich einst zu Berlin in Gesellschaft mehrerer königlicher Prinzessinnen beim Spiele, als der General Ramin herzutrat, um den Damen seine Ehrfurcht zu bezeugen. „Herr General“, sprach eine der Prinzessinnen, „ich begegnete diesen Morgen Ihrem Regiment, als es vom Exercieren zurückkam, und ich hörte die

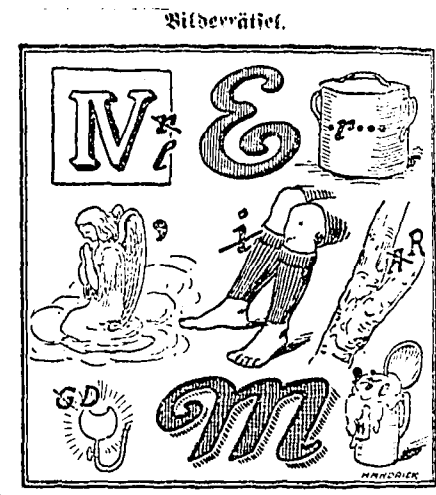
**Logarithm.** Als Werkzeug ist's mit H bekannt, Mit Z ist's Tier in fremdem Land. Julius Fall.

**Suchta benröflet.**

V	A	A	D	F
E	E	E	E	I
I	I	I	I	I
L	O	P	R	S
S	S	S	S	S

**Somonym.** Du hast mich öfters an der Hand, Noch öfter bin ich in der Hand. Julius Fall.

Die Buchstaben in vorstehender Figur sind so umzuordnen, daß fünf Wörter von folgenden Bedeutungen entstehen: 1) Ein feiner Kleiderstoff, 2) Ein männlicher Vorname, 3) Eine Feldfrucht, 4) Eine Malfarbe, 5) Eine Stadt in der preussischen Provinz Posen. — Sind die Wörter richtig geordnet, so ergeben die beiden Diagonalen zwei neue Wörter, und bezeichnen von rechts nach links eine europäische Hauptstadt; von links nach rechts ein deutsches Gebirge. Paul Klein.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

**Auflösungen aus voriger Nummer:**  
Des Spatzvogels: Berlin, Bering. — Der Scharade: Darm, Stadt, Darmstadt.

Alle Rechte vorbehalten.  
Verantwortliche Redaktion von Ernst Reiffers, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Reiffers in Stuttgart.